

Meine Briefe.

Von Johann Faust.
Bleibt er heute in alten
Briefen —
Von müder Erde gärtlich noch um-
schlungen
Hand ich sie, wohin langt kein Blick
gedrungen,
In der Kommode halbergeffnen Zie-
fen.
Den blauen Zügen, die vergilbend
schließen,
Entwoll ein Duft noch von Erinne-
rungen,
Gesichter tauchten auf, und lang ver-
klangen
Hör' Stimmen ich, die fremde Worte
riefen...
Am Gartentischchen zwei Bekannte so-
ßen.
Ein Brautkleid rauscht, almodisches
Reineigenen
Im weitem Hausflur lärmten der Kinder
Befehle...
Voll Sommerglück die Gärten und voll
Rosen.
Erstickt ein Aufschrei, dann ein tiefes
Schweigen.
In alten Briefen hab' ich's heut' ge-
lesen...

Ein Almosen.

Novelle von Käthe Damm.

Das Jagdbüchlein war zu Ende; die
Herren hatten sich zum ungestörten
Genuss ihrer Zigarren in das Zim-
mer des Hausherrn zurückgezogen, die
Damen wollten, „bis auf Wiedersehen
beim Thee“, im Salon der Hausfrau
„unter sich bleiben“.
Der Oberleutnant Michael von
Poldek, der nach seiner vor vierzehn
Tagen erfolgten Rückkehr aus Süd-
west-Afrika, wo er schon zum zweiten
Male gewesen war, noch Urlaub hatte,
ehe das Militär-Wochenblatt
seine Wiederanstellung in der Armee
im deutschen Vaterlande meldete, war
der letzte, der die Hand seiner Tante,
der behäbigen neuen Hausfrau auf
Körningshof, küßte und sich vor den
Kousinen verbeugte. Die Damen
fanden den „Südwester“ schweigend
geworden, und wirklich, er mußte sich
erst im Vaterland wieder zurechtfin-
den — besonders auf Körningshof.
Damas — ehe er fortlief — war
der reiche Oheim, der in der Groß-
stadt Bantier war, noch Besitzer von
Körningshof gewesen. Das zu ver-
den hatte ihn die ziemlich überaus
getommene Vorliebe seiner Frau und
Töchter für das Landleben veran-
laßt.
Die Wahrnehmung aber hatte Mi-
chael von Poldek, der selbst ein Sohn
des ländlichen Besitzes war, gestört,
daß trotz der ländlichen Umgebung
die Tante und die Kousinen doch
Stadtmänner geblieben waren.
Dahin kam die Erinnerung an frü-
her hier auf Körningshof verlebte
Stunden. Ein tüchtiger Zufall, daß
der Onkel gerade dieses Gut kaufen
mußte.
Michael, dessen väterliche Besingung
in der Nachbarschaft lag, war ja hier
fast daheim gewesen — damals, als
Körningshof noch Nikolaus von Hen-
nerling gehörte hatte, dem derben
Landjunker mit dem frohsinnigen
Kinbergemüt und der stets wachen,
waderen Zuversicht auf „bessere Zei-
ten“, die niemals kamen, der seine
garte, leidende Frau auf Händen trug
und für seine einzige Tochter gern den
Himmel auf die Erde geholt hätte.
Wenn Michael in diesen letzten
Jahren, fern der Heimat und doch mit
allen Fasern des Herzens an der Hei-
mat hängen, gedacht hatte an das
Vaterhaus, an die Eltern, an alles
das, was seine Kindheit und Jugend
verklärt hatte, dann hatten Körnings-
hof und Hennerling nicht fehlen dür-
fen. Auf den einfachen Ritten in die
Einde des schwarzen Erdteils,
auf der einfachen Station oder im
Lager, Tag oder Nacht, wanderten
seine Gedanken nach Deutschland, und
er fühlte so recht in seinem innersten
Herzen: In die Fremde hatte er zie-
hen müssen, um die Heimat so recht
innig lieb zu haben. Und ein Bild
war da manchmal vor ihm aufge-
taucht: der Körningshofer Garten und
darin, an ihren Rosen beschäftigt oder
im Treibhaus arbeitend: Josephine
von Hennerling —
Der Name Hennerling schlug an
sein Ohr. Michael fuhr aus dem
tiefen Sehnsucht auf, in dem er in
der Fensterstille geträumt hatte —
jämohl — richtig geträumt.
Dort drüben am Schreibtisch stand
sein Onkel, umgeben von der Mehr-
zahl der Gäste, und es war seine
Stimme, die seinen Namen Hen-
nerling ausgesprochen hatte. Mi-
chael erhob sich leise und trat vorsich-
tig in den Kreis der Herren. Der
Oheim bemerkte ihn, räusperte sich
und begann seine Rede von neuem:
„Meine Herren, da uns nun hier
ein so schöner, erfolgreicher Jagdtag
zusammengeführt hat, möchte ich Sie
daran erinnern, daß wir diese erfol-
greiche Jagd vor allen Dingen der
Ruhigkeit und Pflanzschaft meines Vor-
besizers verdanken, des Herrn von
Hennerling. Meine Herren, Herr von
Hennerling hat Körningshof mit
schwerem Herzen verkaufen müssen
— wir können und wollen nicht da-
von sprechen, wie viel an ihm, wie
viel Schuld an mitleidigen Verhältni-
ssen lag — genug — die letzte Miß-
ernte hat dem langjährigen Besitzer
von Körningshof, dessen Ureltern
schon hier saßen, diesen Besitz ent-

wunden. Herr von Hennerling ist
von hier fortgegangen — ich spreche zu
meinen geehrten Gästen natürlich un-
ter Voraussetzung strengster Diskre-
tion — als ein armer Mann. Seine
Gattin ist leidend, eine Stellung hat
er, wie ich hörte, noch nicht gefun-
den —
„Wird sie auch nicht finden,“
knurrte ein alter Herr in den Bari.
„Ich — ich habe Gelegenheit ge-
habt, zu hören, daß er in Rot ist.
Denn nach Begleich seiner Schulden
ist ihm so gut wie nichts geblieben.
Ich schlage also eine Sammlung vor
— und erbitte die Zustimmung mei-
ner geehrten Gäste.“
Er nahm seinen Zylinderhut von
einem der Gemeine und ließ einen
Hundertmarktschein hinein flattern,
ehe er ihn mitten auf den Schreib-
tisch stellte.
Michael von Poldek war alles Blut
in das Antlitz gestiegen. Er hätte
auf seinen Anteil zuzutreten und rufen
mögen: „Anteil Heinrich, nicht weiter
— was tust Du?“ Aber er durfte
nicht. — Anteil Heinrich war ein
Mann, der sich nicht sagen ließ, was
er durfte, und er meinte es gewiß gut
mit seinem Vorbesizer, den er nicht
anders kannte als einen verarmten
Landbesitzer, der, nachdem er
Opfer auf Opfer gebracht, endlich
doch schweren Herzens von Haus und
Hof scheiden mußte.
Die Herren zogen ihre Borsen und
Brieftaschen, der Hundertmarktschein
auf dem Boden des Zylinders bekam
reichliche Gesellschaft. Nur ein blut-
junger Offizier und Michael von Pol-
dek zogen ihre Borsen nicht. Leut-
nant Gofter, weil er nicht über mehr
Mittel verfügte, als sein Leben kostete,
und Michael, der wohlhabend war,
weil sein Herz es nicht erlaubte.
Sein Antlitz, eben noch lebhaft ge-
rötet, sah ganz fahl aus, als er lang-
sam wieder in die Fensterstühle trat.
Der Direktor zählte die Summe,
vertraulich die Goldstücke in Papier-
geld, legte dieses in einen Briefbogen
und bat einen der Herren, dessen
Handschrift Hennerling — unbekannt
war, die Worte darauf zu schreiben:
„Von einem Schuldner.“ Der Brief-
bogen wurde in ein Kuvert gelegt,
dieses adressiert und versiegelt, und
der den Ratrat tretende Assessor
der Kreisstadt erklärte sich zur Post-
beförderung bereit.
Jedes Wort, jedes Knittern des
Papiers war eine Pein für Michael,
der nur gespannt auf die Adresse
horchte, die soeben diktiert wurde; es
war eine neue Strafe in einem west-
lichen Berliner Vorort mit der Be-
zeichnung: Gartenhaus.
Gartenhaus! In einem Schöneber-
ger Gartenhaus und doch mitten in
feinern Meer wohnten jetzt die an
Freiluft gewöhnten Bewohner von
Körningshof. Ein bitterer Zug legte
sich um Michaels lebenswichtigen
Mund, und er lag noch da, als man
im Salon der Hausfrau beim Tee
saß.
„Du bist aber still geworden, Mi-
chael, seitdem Du aus Afrika wieder
hier bist,“ sagte seine älteste Kousine
Lenore zu ihm, als sie seine Teetasse
füllte, „und man glaubte, Du wüßtest
nun viel zu erzählen haben.“
„Das habe ich auch — aber ich
weiß nicht, ob Euch das interessiert,“
sagte Michael mit schwerer Betonung.
„Warum nicht? Afrika ist ja jetzt
so sehr interessant,“ meinte die Tante.
„Es macht die Menschen, die dahin-
gehen, auch so interessant.“
„Interessant, Tante Lina, ich
glaube nicht — es sei denn viel
außerliches Interessantes dabei.“
„Was ich schätze, als Lohn, als Erfolg
des Aufenthalts drüben des anderen
Lebens, der mancherlei Gefahren, der
größeren Verantwortlichkeit — das
ist das Wachsen des inneren Men-
schen.“
„Und die äußeren Erfolge, Deinen
Orden, die höhere Einnahme, die
schädest Du nicht?“ fragte Lenore,
die schon vor ihren Freundsinnen in Ber-
lin oft und gern mit dem „Bettler
der Schutztruppe“ remontriert hatte.
„Ganz gewiß — Anerkennung und
gutes Auskommen sind nicht zu ver-
achten — aber wie gesagt — mir
steht das innerliche Erleben höher.“
„Und was ist dieses innerliche Er-
leben?“ fragte Lenore.
„Daß wir ein richtiges Erkennen
lernen für das Kleine und Große im
Leben, für das Wichtige und Unwichti-
ge, für das Wahre und das Falsche,
für den Schein und das Sein!“ Mi-
chael's Stimme klang ernst und
schwer.
„Ach, geh' — ich glaube, Du
würdest Abenteuer erzählen, von
Schlachten und vom Ueberleben der
Hottentotten.“
„Zu solchen Abenteuern gehören
aber auch die einfachen Ritte über
das nade Feld, durch das Doenge-
strüpp, dazu gehören sorgende Stun-
den, wenn es an Proviant mangelt,
gehört Freude, wenn uns ein Kind
oder Kalb just begegnet, das wir für
die hungrigen Reiter schlachten und
zubereiten.“
„Wie denn zubereiten? Gefocht?“
fragte Tante Lina, die eine gute
Hausfrau war.
„Nun, abgekocht, ausgebeutet, zer-
teilt, dann wird ein Feuer gemacht,
von Dornengestrüpp — es brennt
schlecht und schwelt und raucht, aber
es geht doch, so daß wir das Fleisch,

an die Säbelspiße gesteckt, darüber
rösten.“
„Und das habt Ihr gegessen?“
„Es hat sogar sehr gut geschmeckt.
Die Reste des größten Fleisches
wurden so sorgfältig wie möglich ver-
packt, in die Taschen gesteckt für spä-
ter, für morgen, wenn es an Fleisch
mangelt. Und wenn etwa das Glück
uns an ein Wasserloch führte, da wür-
den die mitgeführten Kaffeebohnen
mit dem Hintertolken zerhacken,
und es gab dann einen ordentlichen
Kaffee. Da lernt man eben, mit
welch geringen Mitteln sich ein Mensch
in der Not beschaffen kann, und unser
innerer Mensch wächst über die Luxus-
bedürfnisse, die uns unentbehrlich
scheinen, hinaus. Und noch eins —
ich habe mit meinen Reitern oft dem
Mangel, der Verlassenheit, dem Tode
ins Auge geblickt — und erlebt, daß
eine göttliche Macht uns leitete und
uns half.“
„Er hatte lebhaft und warm ge-
sprochen, aber seine Tante und seine
Kousinen sahen ihn verständnislos
an.
„Zieh den bunten Rock aus und
den schwarzen an, werd' Pastor!“
sagte Erika lachend.
„Er beachtete die Worte nicht und
wandte sich mit einer Frage über die
Fürsorge des Gutes an seinen
Onkel.
Körningshof war ihm, trotzdem
Verwandte darauf wohnten, fremd
geworden, und seine Seele konnte sich
da nicht wieder zurechtfinden.
Als Michael am anderen Tage zu-
sammen mit dem stellvertretenden
Landrat der Kreisstadt zur Bahnsta-
tion fuhr, überkam ihn ein fast be-
freiendes Gefühl. Er wußte wenig-
stens, wo er Hennerling's jetzt finden
konnte, wo er sich etwas von der
Heimatfreude retten konnte, mit der
er drüben in Afrika an sie gedacht
hatte. Ob auch in anderer Umge-
bung, ob in der Steinwüste der Groß-
stadt, sie mußten doch die gleichen
geblieben sein, die sie auf Körningshof
waren, wie sein Anteil, seine Tante
und Kousinen die gleichen geblieben
waren auf dem feudalen Landstübli, wie
in Berlin in ihrer Kaiserdamenwoh-
nung.
Seine Gedanken wurden unterbro-
chen durch den Assessor, der sich plötz-
lich durch einen Griff in seine Brust-
tasche von dem Vorhandensein seiner
Brieftasche überzeugt hatte.
„Ich dachte, ich hätte sie verloren
— nun — ich hatte kein Vermögen
bei mir — aber der Gelbbrief für
Hennerling ist doch drin. Ich werde
froh sein, wenn ich den besorgte und
den Schein nach Körningshof ge-
schickt habe. Nicht die Verantwortung
für fremdes Eigentum ist mir
schwer — verstehen Sie mich recht,
Herr von Poldek, sondern der Ge-
danke, daß wir da einem Edelmann
ein Almosen geben durften. Ein
Edelmann, der ein Almosen bekommt.
Es ist zum Rasenwerden, daß es so
was gibt!“
„Ich finde es eher traurig — tief-
traurig,“ sagte Michael mit bedeckter
Stimme.
„Wenn Hennerling klug ist, oder
wenn eine seiner Damen ihm denken
hilft, muß er ja einsehen, daß das ein
Almosen ist; ein alter Schuldner
wird sich schwerlich in ihrem Gedäch-
tnis finden.“
Assessor Hornemann lachte dabei.
Michael Poldek wollte auffahren,
aber er bezwang sich. Was wußte
Assessor Hornemann, der erst kürzlich
in die Gegend gekommen und der sehr
wohlhabend war, von allen solchen
Sachen.
Außerdem war er auch der An-
wort überhoben; der Wagen fuhr
schüttelnd über das holperige Pflaster
und hielt gleich darauf vor dem Land-
ratsamte. Die Herren grüßten sich
höflich zum Abschied, und dann ging
es hinaus zum Bahnhof.
Ein Almosen, ein Almosen! Welch
ein widerwärtiges Wort! Und noch
nie in seinem Leben hatte Michael
Poldek das Wort so förend empfun-
den. Soviel er sich Mühe gab, es
verfolgte ihn. Er sah so oft wieder
die Szene in Körningshof vor sich,
als der Oheim seine Gäste zu einer
Sammlung für den verarmten Vor-
besizer aufgefordert hatte.
Es verfolgte ihn während seines
Kurzaufenthaltes im Süden, wo er
seiner Gesundheit wegen, die doch in
den Tropen etwas gelitten hatte,
weilte; es verfolgte ihn, als der Ex-
preßzug von Mailand ihn wieder
durch die Schweiz heimwärts führte;
es tauchte auf daheim bei Vater und
Mutter im trauten ländlichen Still-
leben, mit dem er den Rest seines
Urlaubs beschloß. Es lauerte hinter
den glütigen Worten, die seine Eltern
für den verarmten Nachbarn hatten;
es verfolgte ihn in sein Berliner
Heim, wohin ihn sein Kommando
führte. Und es stand riesengroß vor
ihm auf, als seine Mutter schrieb:
„Kannst Du nicht Hennerling aufsu-
chen? Vater hat kürzlich in der
Stadt, wo er zur Schwurgerichts-
sitzung war, gehört, daß Frau von
Hennerling vor einigen Wochen ge-
storben ist. Wie mögen der arme
Mann und die arme Tochter diesen
Verlust ertragen?“
Es war ein heftiger Späterhina-
nachmittag, als Michael von Poldek
durch die Steinwüste des bayerischen
Dietrichs in Schöneberg irte, um
endlich das Haus zu finden, in dessen

Gartengebäude Hennerling's wohnten.
Hier hohe, schmale Treppen, die mit
billigen Klüffern bedeckt waren, stieg
er hinauf, bis er an einer Eingang-
tür ein kleines Schild mit dem Na-
men „von Hennerling“ las. Auf sein
Läuten hörte er einen leichten Schritt,
den er von Körningshof her noch so
gut im Ohr hatte. Und dann wurde
die Tür geöffnet, und beim matten
Schein einer kleinen unmodernen Pe-
troleumlampe, die an der Wand hän-
gend, nur unsicheres Licht gab, er-
kannte er Josephine Hennerling. Das
schwarze, ganz schlichte Trauerge-
wand schien die hohe, schlanke Gestalt
noch größer zu machen, darüber trug
sie eine große, dunkelblaue Kleider-
schürze, die der feingliedrigen, blon-
den Erscheinung etwas Hausmütter-
liches gab.
„Fräulein von Hennerling, kennen
Sie Michael Poldek noch? Ich bin
seit kurzer Zeit für kurze Zeit hier
und möchte sehen, wie es Ihnen und
Ihrem Herrn Vater geht.“
Er hatte mit gedämpfter Stimme
gesprochen, und auch sie sagte leise:
„Bitte, treten Sie hier ein, ins
Wohnzimmer, Herr von Poldek. In
Vaters Zimmer kann ich Sie nicht
bitten. Vater schläft noch — Vater
ist krank.“
Sie traten in das einfache, zwei-
fenstrige Wohnzimmer, dessen schlichte
grüne Möbel aus Körningshof Mi-
chael wohl konnte und die ihm wert-
würdigerweise gleich etwas von dem
lange gefuchten Heimgefühl gaben.
An den Sofatisch, ganz im Licht-
kreis der Petroleumlampe, die darauf
brannte, war eine Schreibmaschine ge-
stellt, und einzelne Bogen und Blät-
ter, mit Handschrift und Maschinen-
schrift bedeckt, zeigten, daß jemand
hier fleißig gearbeitet hatte.
Josephine schob ein paar Bogen
beiseite, ohne langatmige Entschuldig-
ung, daß sie da lagen. Es erschien
ihre selbstherrlich, daß es so war.
Und um gleich eine Erklärung abzu-
geben, sagte sie einfach: „Ich bin un-
ter der arbeitenden Frauen gegangen,
Herr von Poldek, und da Vaters
Pflege mich an die Wohnung fesselt,
schreibe ich ab, abgesehen davon,
daß —“ sie atmete tief auf und strich
wie in nervöser Hast ihr reiches, blon-
des Haar aus der Stirn — „abge-
sehen davon, daß ich es kaum über
mich gewinnen könnte, in einem Bu-
reau zu arbeiten. Sie wissen, ich bin
ein Kind der Freiheit — ich käme mir
noch gefangen vor, als hier.“
„Mutter schrieb mir, daß Ihre
Frau Mutter gestorben ist.“
Ein weher Blick aus Josephine's
dunkelblauen Augen traf ihn, sie
stredte die Hände wie abwesend aus
— dann ließ sie sich in den Lehnstuhl
gleiten und bedeckte die Augen mit
den Händen.
„Mutter ist erst,“ sagte sie und
ließ die Hände sinken. „Als ich
so recht ausdenken und ausfühlen
konnte, wurde mein Herz ruhig —
lassen Sie mir mein ruhiges Herz,
sprechen Sie nicht von Körningshof,
wo sie nicht sterben durfte, die Luft
und Sonne liebte, wo wir sie nicht
einmal besuchten konnten, weil Vater
kein Geld dazu hatte.“
Er schwieg erschüttert, dann sagte
er:
„Und Ihr Herr Vater ist lei-
dend?“
„Er wird nicht lange mehr zu lei-
den haben,“ sagte sie, „und ich muß
stark sein zu seiner Pflege.“
„Werde ich ihn sehen dürfen?“
„Gewiß, er wird sich sogar freuen;
es ist doch einer von den alten Freun-
den, die zu ihm kommen.“
Im Nebenzimmer hörte man
schlüpfende, tastende Schritte. Jose-
phine öffnete die Tür.
„Hier ist Besuch, Vater — Herr
von Poldek — er kommt direkt von
Afrika — nicht wahr, Herr von Pol-
dek? — und will sehen, wie es Dir
geht.“
Sie führte den Vater, der sich
schwer auf seinen Stock stützte, hinein
und machte ihm ein Plätzchen im
Lehnstuhl zurecht.
„Hier sitzt Vater immer und sieht
zu, wenn ich arbeite.“
Das war Robert von Hennerling,
der frische, frohe Landjunker? Was
hatten diese wenigen Jahre aus ihm
gemacht!
Michael von Poldek segnete mit
Stillen die mattleuchtende Petroleum-
lampe, die sein überausstilles und ent-
setztes Gesicht nicht sehen ließ.
„Sie bleiben zum Tee!“ entschied
Josephine, und es lag in diesen Wor-
ten der ganze Zauber der Lieblichkeit,
der ihn schon damals gefangen
nahm.
„Ich habe ein Stündchen Zeit,“
sagte Poldek und trug seinen Mantel
und seinen Säbel in den Korridor.
Welch eine merkwürdige Teestunde!
Die ganze Heimfreude, die er sich
auf Afrikas glühenden, unwirtlichen
Steppen, auf der einsamen Station,
auf der langen Seereise so oft im
Geist herausbeschworen, herbeigesehnt
hatte, lag über diesem ärmlichen
Zimmer.
„Marie ist tot,“ sagte der alte
Herr leise zu Poldek. „Marie konnte
nicht weiter gehen, sie hat es ehlich
auch auf den bornigen Wegen ver-
sucht, wie sie mir am Altar gelobt,
aber es ging über ihre Kräfte.“
Der junge Offizier brühte des al-
ten Mannes Hand. Sprechen konnte

er nicht, es drückte ihm etwas in der
Rehle.
„Wissen Sie, Poldek, der Abschied
von Körningshof war so, wie wenn
ein Stück Leben da blieb; aber es
mußte sein — und dann konnte man
dem nicht nachhaken, denn mit Ma-
rie's vermehrten Leiden — kräftig war
sie nie — kamen die Sorgen. Und
sie waren oft groß. Denn Josephine
lernte damals erst das Stenographie-
ren und das Maschinenschriften. Sie
mußte ja so gerne Gärtnerin werden.
Sie wissen ja, wie sie sich damit be-
schäftigt hat, aber da hätte sie aus-
wärts lernen müssen, und es war
auch zu teuer! Schrecklich, wenn alles
zu teuer ist. Und die Medizin und
Kräftigungsmittel für Marie, oft
mußten wir nicht, wo hernehmen!
Damit sie es nicht merkte. Da kam
Hilfe — noch sechs Wochen vor Ma-
rie's Tod, dachten Sie, sechs ganze
Wochen haben wir sie ganz ohne Sor-
gen pflegen können; es kam ein Brief
mit einer großen Summe von — ei-
nem alten Schuldner aus meiner al-
ten Kreisstadt.“
Michael Poldek sah, den Kopf ge-
senkt, mit angehaltenem Atem. Der
alte Hennerling machte eine Pause.
„Nun — Josephine und ich, wir
wußten es, wir hatten ja alle Bücher
genau durchgearbeitet, ich hatte auch
noch einen Buchhalter; dazu gehabt —
ein alter Schuldner, der mit etwas
zu zahlen hatte, den gab es nicht. Es
war einfach — ein Almosen!“
Michael zuckte zusammen — das
Wort, das ihn verfolgte hatte, da war
es wieder. Aber wie dieser Mann,
der es erhalten hatte, es ausgesprochen
da hatte es den häßlichen Klang ver-
loren.
„Mein Marielchen — wie segne ich
dieses Almosen,“ sagte die zitternde,
schwache Stimme — „wie schwer mag
es den freundlichen Gebern geworden
sein, dem verarmten Edelmann ein
Almosen zu senden! Der Mann und
sein Kind haben Gott noch bisher
täglich dafür gedankt. Es hat unse-
rer Mutter die letzten Wochen und
das Sterben leicht gemacht. Mariel-
chen hat an den alten Schuldner ge-
glaubt. Und es hat uns über manche
Not geholfen, bis Josephine Ar-
beit hatte — Gott sei Dank, daß sie
sie hat!“
Josephine kam aus der Küche.
Sie trug ein Teegerät und schenkte
den Tee ein, reichte Zwieback und
Zucker, ganz mit der Grazie der vor-
nehmen Dame des Körningshofschen
Herrenhauses.
„Rein und tausendmal nein! Das
Almosen der Gäste auf Körningshof
hatte ihnen nichts nehmen können,
dem alten Edelmann nichts von seiner
Ehre, dem jungen Mädchen nichts
von ihrer inneren Hoheit und Würde.“
Da fühlte Michael Poldek, daß
auch in der Enge kleiner Verhältnisse
das innere Leben wachsen kann, zum
Erkennen des Kleinen und Großen,
des Wahren und Falschen, des Wichti-
gen und Unwichtigen, des Scheins
und des Seins. —
„Ob er wohl wiederkommt?“ fragte
sich Josephine, wenn sie an Michael's
Besuch dachte, der wieder Freude und
Anregung in ihre kleine arme Welt
gebracht hatte. Ob er wohl wieder-
kommt zu einem tranken alten Manne
und einer für's tägliche Brot arbei-
tenden Frau? Sie vergegenwärtigte
sich, was er aus Afrika erzählt hatte.
Wer so das Leben kennen lernt, seine
besonderen Gefahren, seine besondere
Verantwortung, der legt einen an-
deren Maßstab an, als Leute, die nur
den glatten Lebensweg gehen. Sie
fühlte, daß hier nicht ihr Verstand,
daß ihr Herz ihr Antwort gab, eine
beglückende, beseligende Antwort.
Als Michael eines Tages um die
gewohnte Stunde kam, öffnete ihm
eine fremde Frau.
„Herr von Hennerling hat einen
Schlaganfall gehabt. Fräulein Jose-
phine kann nicht fort von seinem
Bett.“
Er legte seinen Paletot ab und
trat in das Zimmer. Da lag der
alte Herr leise rüchelnd in seinem
Bett, und Josephine saß, die ver-
schlungenen Hände im Schoß, an sei-
ner Seite. Die Augen des Kranken
waren geöffnet, und als sich Michael
über ihn beugte, erkannte er ihn,
denn das fahle Gesicht lächelte ihm
zu.
Dann sagte er mühsam: „Nun ist
sie bald ganz allein.“ Es lag ein
verhaltenes Weinen in dem klagen-
den Ton des sterbenden Mannes.
„Vater,“ sagte Josephine mit fester
Stimme, „um mich Sorge Dich nicht,
ich kann arbeiten.“
„Das ist wahr, aber Du bist ein-
sam, und niemand hat Dich lieb. Das
war doch der Segen in unserer Ar-
mut, daß wir uns lieb hatten. Weißt
Du noch, Josephine, als das Almosen
kam? Es hat uns gut getan und ge-
holfen — und deshalb war es gut,
aber das Almosen der Liebe und
Freundschaft ist schlecht und bitter.
Stolze Menschen betteln nicht um
Liebe, aber sie nehmen auch eine als
Almosen vom Ueberflus gewährte
Liebe nicht an.“
„Auch darüber Sorge Dich nicht,
Vater. Ich bin stark im Gebenden
Curer Liebe, ich kann ohne Liebe
bleiben; meine Liebe wird meiner Ar-
beit gehören.“
„Und mir!“ sagte Michael Poldek

mit fester Stimme und sah nach
Josephine's verschlungenen Händen.
„Kein Almosen!“ lachte der ster-
bende Mann, und:
„Rein, Vater, kein Almosen!“ er-
widerten die jungen Stimmen, und
als sich die beiden Augenpaare bege-
neten, da wußten sie, daß ihre Liebe
nicht gegebenes und angenommenes
Almosen, sondern daß sie durch in-
nerliches Erleben gefestigt und beglück-
t war, fest und heilig und stark, um
für gute und böse Zeiten die gleiche
zu sein.
Die List zum Nichtraucher wurde.
In seinen Erinnerungen an den
verstorbenen Mailänder Russtheater-
regisseur Giulio Ricordi, die E. A. Marescotti
in einer italienischen Zeitschrift veröf-
fentlicht, erwähnt er auch ein Erlebnis,
das Franz Liszt vor vielen Jahren
mit den italienischen Zollbehörden in
Chiasso hatte und wodurch der
Meister veranlaßt wurde, auf seinen
obnehin schon sehr bescheidenen Genuss
von Zigarren völlig zu verzichten.
Liszt hatte die Gewohnheit, täglich
eine Virginia zu rauchen, und da er
dieses Maß niemals überschritt, so
pflegte er bei Antritt einer Reise sei-
nem Diener den Auftrag zu erteilen,
ihm für jeden Tag der in ihrer Dauer
genau berechneten Reise eine Virginia
einzupacken. Als er nun einmal auf
seiner Reise nach Rom, wo er sich
mehrere Monate aufzuhalten gedachte,
in Chiasso von den italienischen Zoll-
behörden nach steuerpflichtigen Gegen-
ständen gefragt wurde, verneinte er
aus Zerknirschtheit diese Frage. Trod-
dem durchsuchte der Beamte das Ge-
päck des in geistlicher Kleidung reisen-
den Pianisten und fand darin mehr
als hundert Virginias. Natürlich
wurden die Zigarren sofort beschlaga-
nommt, und außerdem mußte Liszt,
um einer Verhaftung zu entgehen,
500 Lire Strafe bezahlen.
In Mailand wurde er von Ricordi
erwartet, dem er das unliebsame Er-
lebnis erzählte und den er zugleich
bat, bei dem dortigen Direktor der
Zoll- und Steuerbehörde die irrtüm-
liche Ausfuhr auf seine Zerknirschtheit zu-
rückzuführen, da es ihm außerordent-
lich peinlich sei, daß ein in geistlichem
Gewande Reisender als Betrüger an-
gesehen werde. Ricordi unterzog sich
bereitwillig dem Wunsch seines be-
rühmten Freundes, und zwar mit sol-
chem Erfolge, daß er ihm nach einigen
Tagen nicht nur die erlegten 500 Lire
sondern auch die beschlagnahmten
Zigarren zurückzugeben im Stande
war. Als einzige „Strafe“ hatte der
Steuerdirektor durch Ricordi die
Bitte an Liszt ausgesprochen lassen,
daß dieser ihm sein Bild mit eigenhän-
diger Unterschrift zufenden wolle. Be-
reitwillig erfüllte Liszt diesen
Wunsch, die Zigarren aber wies er
mit dem Bemerkten zurück, daß er ge-
schworen habe, niemals mehr zu rau-
chen. „So bin ich wenigstens sicher,“
fügte er hinzu, „daß sich solche Zwis-
chensfälle nicht mehr wiederholen.“
Die Handschrift der Geliebten.
Glady's Helen Montague sitzt an
ihrem Mahagoni-Schreibtisch, und ihr
goldblondes Haar flimmert im
Sonnenlicht. Sie schreibt ihre
in einer englischen Wochenschrift, ihre
Antwort auf Reginald Fitzmaurice's
Werbung. Ihre Handschrift ist von
jener Art, bei der oft drei Buchsta-
ben das Amt von sechsundzwanzig
versehen sollen. Zwölf Stunden spä-
ter bringt ein Eilbote Reginald's
Antwort. Es sind, unter einem Um-
schlage, gleich drei Briefe. Der erste
lautet: „Mein liebes Mädchen —
Deine Antwort hat mich zum glück-
lichsten Mann der Welt gemacht. Wie
konnte ich hoffen, daß Du mich Dein-
er für wert befinden würdest! Möge
Gott mir die Kraft geben, Deiner
Stets wert zu sein. Du mein Liebling,
Ich sehne mich danach, Dich an mein
Herz zu ziehen. Dein Reginald.“
Der zweite Brief lautete: „Meine ver-
ehrte Miß Montague, — Mittwoch
abend reise ich ab, zu einer Fahrt
um die Welt. Wenn vielleicht doch
einmal eine Stunde kommt, in der
Sie Ihren Sinn ändern, so werde
ein Wort von Ihnen genügen, um
mich an Ihre Seite zu rufen. Mein
Klub sendet mir alle Briefschaften
nach. In treuer Ergebenheit Ihr
Reginald Fitzmaurice.“ Der dritte
Brief aber lag zu unterst: „Liebe
Glady's, — nach einer schlaflosen
Nacht, während der ich mich unsonst
bemühte, Deine Zeilen zu entziffern,
habe ich diese beiden Antworten ge-
schrieben. Willst Du so freundlich
sein und mir die nicht passende sofort
zurückgeben? Ich kann die Unge-
wöhnlichkeit länger ertragen. Dein un-
gebuldiger Reginald...“
Beim Gipsfiguren händ-
ler. Gastwirt: „Ich möchte gern für
meinen Tanzsaal eine Gipsbüste von
Beethoven haben. Kann ich eine kriegen?“
Gändler: „Na gewiß. (Gibt ihm
eine alte Büste Theodor Körners.)
Hier ist gleich eine.“
Gastwirt: „Na, so jung sieht der
aus, und ein Soldat war doch wohl
Beethoven nicht?“
Gändler: „Denken Sie denn, er ist
immer alt gewesen? Die Büste ist
aus der Zeit, wo er sein Jahr ab-
diente, das ist jetzt das modernste in
Beethovens!“